Der große Preis

Ich gebe weniger Trinkgeld, lade seltener Freunde ein. Seit die Inflationsrate im Monatsrhythmus steigt, kann ich mich weniger leiden.

Von Niclas Seydack, Der Spiegel, 07.06.2025

Die gutmütigste Dame der Welt habe ich belogen. Ich war ihr nach Feierabend begegnet, hatte eigentlich nur schnell in den Supermarkt huschen wollen, da fing sie mich vor der Obstabteilung ab, freundlich und mit einem Flyer in der Hand. Oben das Logo der Münchner Tafel, unten eine Liste mit Lebensmitteln: »Kaufen Sie doch einfach eines mehr von dem, was Sie sowieso kaufen.« Ich steckte den Flyer ein wie einen zweiten Einkaufszettel, schob den Wagen durch die Gänge und bekam eine Scheißlaune.

Reis, Nudelsoßen, Olivenöl, Gewürze, Backzutaten, Kaffee, Kakao.

Ihre Liste bestand ausschließlich aus Artikeln, die in letzter Zeit gefühlt dreimal so teuer geworden sind. In mir kam die Wut hoch. Nicht auf die Dame. Nicht auf Menschen, die bei der Tafel von ihr versorgt werden. Auf Konzerne, die übermäßig Geld verdienen und das »Zufallsgewinne« nennen, als handelte es sich um einen Lottogewinn. Auf Putin, der mit einem Krieg nicht nur Grenzen, sondern auch Preise verschoben hat. Seit seinem Angriff auf die Ukraine hielt ich beim Bezahlen oft nur noch die EC-Karte hin. Ich will blind sein für die Summe, die mein Konto verlässt.

Die gutmütigste Dame der Welt lächelte milde: »Und, haben Sie was Schönes für mich gefunden?«

»Ach, Mensch – da muss ich wohl geträumt haben. Ich hab echt vergessen, Ihnen was mitzubringen.«

»Macht ja nichts, vielleicht beim nächsten Mal.«

Ich habe sie angelogen. Wegen einer verdammten Dose Erbsen. Einer Packung Kaffee. Einem Glas Pesto. Wann bin ich zu so einem Kaltherz geworden? Einem Geizhals, der lügt? Einem, der sich fragt, ob er sich, nun ja, sein Leben nicht mehr leisten kann?

In letzter Zeit passiert mir das ständig: Ich will nur Zigaretten holen, am Bahnhof pinkeln gehen oder in einer fremden Stadt eine Straßenbahnfahrt lösen – und da drängen sie in mein Leben: gestiegene Preise. Die Inflationsrate steigt im Monatsrhythmus nur, aber darin steckt eine ganze Welt: das Weizenbrötchen und das Kilo tiefgekühlte Black-Tiger-Garnelen. Strom und Miete. Fußmassage und Eierkocher. Der Fernseher, auf dem ich die neue Staffel »Severance« schaue. Die chemische Reinigung meiner Hemden. Das Linoleum in meiner Wohnung und der Handwerker, der es verlegt.

Die steigenden Preise, die mich an der Kasse erschrecken, beeinflussen teilweise, wie viel Geld die Zentralbanken in Umlauf bringen. Ob Zinsen steigen oder Schulden. Entlang dieser Zahl streiten Arbeitgeber und Gewerkschaften über steigende Löhne. Die Inflation kann Wahlen entscheiden, Regierungen stürzen, Weltbilder verschieben. Nicht zuletzt meines.

Dabei hielt ich mich, ein Journalist und Autor in München, lange für wohlhabend. Von 4000 Euro brutto im Monat, nach Abzug von Steuern und Sozialabgaben, blieben gut 2600 Euro, genug für ein kleines schönes Leben. Kein Porsche, kein Haus am Tegernsee, kein Urlaub auf den Seychellen. Leicht liegt das Bruttoeinkommen unter dem Median in Deutschland, und es liegt auch unter dem Durchschnitt. Eine Zweizimmerwohnung mit Balkon. Ein anständiges Fahrrad. Bedenkenlos ein verlängertes Wochenende an den Gardasee. Ein Picknick an der Isar mit einem Tête de Moine vom Viktualienmarkt. Mitte der Mittelschicht. Mehr wollte ich nie.

Ich bin nicht abgestürzt, ich hungere nicht oder friere. Ich habe keine Mietschulden oder Rückstände bei den Stadtwerken. Aber es fühlt sich an wie ein Abstieg zu dem, was ich hatte. Nicht vor Jahrzehnten, sondern während meines Berufseinstiegs kurz vor der Coronapandemie. Ich spüre diesen Abstieg in Kontoauszügen. In Wir-müssen-unsere-Preise-anpassen-Briefen: Die Krankenkasse erhöht den Zusatzbeitrag. Der Stromversorger den Abschlag. Ich spüre es bei der Nebenkostenabrechnung, im Freibad, beim Mittagstisch.

Das Schnitzel in meinem Stammrestaurant, der Augustiner Gaststätte Rumpler, kostete im Januar 2020 noch 13,80 Euro. Heute sind es: 18,80 Euro (plus 36 Prozent).

Eine Einzelfahrt für die MVG, die in München die Tram und U-Bahn betreibt, kostete vor fünf Jahren 3,30 Euro, jetzt 4,10 Euro. 24 Prozent mehr.

Die Preise der Lebensmittel, die die gutmütigste Dame der Welt so dringend braucht, sind zwischen 2020 und 2024 in Deutschland um 33 Prozent gestiegen. Die Kosten für Gas und Strom, Heizöl und Holzpellets sogar um 50 Prozent. Und trotzdem steht da allmonatlich eine seltsame Minizahl. Schwarz auf weiß im SPIEGEL, weiß auf blau in der »Tagesschau«: Im Mai 2025 betrug die Inflation, also der Anstieg des Preisniveaus in Deutschland im Vergleich zum Vorjahresmonat, schlanke 2,1 Prozent. Ich sehe diese Zahl. Sie fühlt sich an wie ein Schwindel.

Höre ich in mein Portemonnaie hinein, klingt es nach Krise. Höre ich auf die Statistik, auf die 2,1 Prozent, klingt es nach: halb so wild. Vielleicht kann mir Sara Bleninger helfen, den Widerspruch zu übersetzen.

Bleninger weiß alles über politische Zahlen. Einst forschte sie zum Teuro, der ersten gefühlten Megainflation des neuen Jahrtausends. Danach erhob sie Einschaltquoten für das Fernsehen, heute leitet Bleninger das Sachgebiet für Preise, Löhne und Gehälter im Bayerischen Landesamt für Statistik, sie berechnet den Gender Pay Gap genauso wie die Inflationsrate im Freistaat.

Einmal im Monat lässt Sara Bleninger rund 50 Preiserheber in Bayern ausschwärmen. Sie notieren Joghurtpreise in Würzburg, notieren die Kosten für Chelseaboots in Nürnberg und die Preise gebrauchter VW Golfs in Passau. Dazu koordiniert Bleninger ein zweites Team, 15 Menschen, die vom Schreibtisch aus

Bestatter kontaktieren, Gärtner, Friedhöfe – um den Preis für eine typische Erdbestattung zu berechnen.

Aus 80.000 Preisen, die Bleninger allein in Bayern erfasst, auswertet und gewichtet, entsteht ein fiktiver Warenkorb. Möglichst genau soll auf diese Weise der Durchschnittskonsum der Bayern abbildet werden. Einmal im Monat schickt sie ihre Zahlen nach Wiesbaden, im Bundesamt für Statistik laufen sie mit denen der anderen Landesämter zusammen. Fehlen nur noch ein paar bundesweit einheitliche Preise, Hardcoverbücher (plus 20,6 Prozent seit 2020), verschreibungspflichtige Medikamente (plus 11,1 Prozent), schließlich steht die bundesweite Inflationsrate.

2,1 Prozent.

Trotz der Akribie von Sara Bleninger, trotz ihrer 80.000 Preise, der regionalen Streuung in jedem Bundesland und der monatlichen Wiederholung der Messung – der Warenkorb bildet ein Leben ab, das es nicht gibt. Ein Leben im Durchschnitt. Keines, das je so gelebt wurde.

Der Durchschnitt kennt meine Kollegin nicht, die im Winter die Heizung auslässt. Nicht meine Schwester, die mit ihren Kindern nicht mehr ins Eiscafé geht. Nicht die Freundin, die früher im Restaurant selbstverständlich unsere Bargeldlücken überbrückte – und heute eine Liste führt, auf der sie Kleinstschulden einträgt. Der Durchschnitt kennt mich nicht, der auf ein Konzert seiner Lieblingsband verzichtet und sich dabei selbst belügt: Ich find das neue Album jetzt echt nicht so geil.Dabei stimmt das gar nicht. Was aber stimmte: Tocotronic spielte in derselben Halle in München, aber nur ein Album später kostete ein Ticket 20 Prozent mehr.

»Es gibt Gründe«, sagt Sara Bleninger, »warum es dem Einzelnen, der durchaus in der Mehrheit sein kann, so vorkommt, als sinke seine Kaufkraft stärker.« Vielleicht, sagt sie, liege es an meinem Umfeld. Großstadt, Akademiker, Anfang bis Mitte dreißig. Wahrscheinlich geben wir unser Geld ziemlich anders aus als durchschnittliche Bundesbürger. Bleninger verweist auf das sogenannte Wägungsschema, die stille Hierarchie der Lebensbereiche im fiktiven Warenkorb.

Wohnen ist darin inklusive Strom und Heizung mit rund 25 Prozent veranschlagt. Dieses Viertel quantifiziert die Bedeutung dieses Bereichs für die Gesamtausgaben privater Haushalte in Deutschland. Bei mir ist es fast die Hälfte. Wer das für viel hält, womöglich aus der Perspektive eines längst abbezahlten Eigenheims heraus, möge sich einmal Angebotsmieten bei Immoscout24 ansehen, es muss auch nicht München sein. Es reicht ein Blick nach Lübeck, Köln oder Dresden.

Würde ich meine Wohnung, zwei Zimmer plus Balkon, 52 Quadratmeter, 1225 Euro warm, heute noch einmal anmieten wollen – ich könnte sie mir schlichtweg nicht mehr leisten. Dabei habe ich keinen Altvertrag, geschlossen kurz nach der Wende. Ich bin in der Pandemie eingezogen, seither sind die Preise so deutlich gestiegen, dass ich heute sogar mehr zahlen müsste, wenn ich mich verkleinern würde. Mit Mitte dreißig bin ich schon einer dieser Senioren, die nicht mehr ausziehen, weil sie es sich nicht leisten können. Man nennt das den Lock-in-Effekt, die Zahl der Umzüge sinkt, der Wohnungsmarkt wird immer angespannter. Manchmal denke ich, dass ich in der Wohnung sterben werde, in der ich gerade wohne.

Für Gastronomie sieht das Wägungsschema fünf Prozent vor. Fünf! Davon kann ich, ein kantinenloser Vollzeitselbstständiger, einmal die Woche zum Mittagstisch im Rumpler und zweimal nach Feierabend in den Biergarten am Wiener Platz. Da habe ich noch kein einziges Fußballspiel von Borussia Dortmund gesehen, meinem Verein – im »Flaschenöffner« oder dem »Stadion«, wohlgemerkt der Fußballkneipe, wo ich nur noch hingehe, weil mir die Abos zu teuer geworden sind: wie DAZN (plus 108 Prozent seit 2020, dafür mit Darts und NFL, was ich gar nicht sehen will) oder Sky (bloß plus 33 Prozent, dafür ohne Champions League, die ich unbedingt sehen will).

Beim Oktoberfest gehe ich nur noch in ein Zelt, wenn einer von uns an Verzehrgutscheine kommt. Die Bierpreise auf der Wiesn sind seit 2019 um fast 30 Prozent gestiegen, in diesem Jahr wird die Maß in fast allen großen Festzelten bei über 15 Euro liegen. Das halbe Hendl ohne Beilage: plus 40 Prozent.

Ein Achtel der Ausgaben sieht das Wägungsschema für Lebensmittel vor – ergibt bei mir: 325 Euro. Vor Pandemie, Putin und Trump II reichte das für einen ganzen Monat Edeka plus Viktualienmarkt. Heute ergibt das gefühlt zweieinhalb Wocheneinkäufe bei Lidl.

Immerhin: Ohne Auto muss ich keine Spritpreise zahlen, kein Plus von 41 Prozent seit 2020 hinnehmen. Das Deutschlandticket kostet zwar plötzlich 58 Euro, plus 18 Prozent seit seiner Einführung im Mai 2023, dennoch ist Mobilität der einzige Lebensbereich, in dem ich laut dem Wägungsschema von Sara Bleninger weniger Geld ausgebe als der Durchschnitt. Ein Start-up-Millionär, eine alleinerziehende Mutter oder ein pensionierter Hausbesitzer mit Minirente, alle spüren eine eigene Inflation. Eigentlich, sagen Bleninger und ich am Ende, bräuchte es 83 Millionen Inflationsraten in Deutschland. Für jeden Menschen, für jedes Leben, eine.

Ich schmuggele mittlerweile wieder Bier ins Kino, als wäre ich ein Teenager. Dosenweise, denn, das weiß ich noch von früher, die hört der Ticketkontrolleur nicht klimpern.

Auf meinem Bildschirm erscheinen Daniel Stähr und Simon Sahner: der eine Ökonom, der andere Literaturwissenschaftler – gemeinsam haben sie ein kluges Buch geschrieben über das, was zwischen Zahl und Gefühl liegt. »Die Sprache des Kapitalismus«. »Gerade bei wahnsinnig komplexen Problemen mit wahnsinnig realen Auswirkungen«, sagen Stähr und Sahner – Zölle, Finanzkrisen, Inflation –, greifen wir zur größtmöglichen sprachlichen Eskalation: Schlachtfelder, Naturkatastrophen, Autounfälle.

Über die Inflation sagen manche: der lautlose Killer. Joachim Nagel, der Chef der Deutschen Bundesbank nannte sie erst neulich »ein gieriges Biest«. »Ein Killer schleicht sich nachts auf die Terrasse und dringt ins Haus ein …«, sagt Simon Sahner, als spräche er einen Trailer für einen Horrorfilm ein: ... und massakriert die unschuldigen Butterpreise. Statt Zusammenhänge zu benennen, beschwören wir Schreckgestalten, sagt Simon Sahner: »Das Biest, das über Nacht die Preise zerstört – das kommt uns unerklärlich vor.« Wer die Inflation als Nachtgestalten und Albtraumwesen beschreibt, tue so, als gäbe es keine Namen, keine Verantwortung.

In Horrorfilmen mit Vampiren wehren sich die Menschen mit Knoblauch und Kruzifixen. Ich wehre mich, indem ich neulich Finanzguruinstalliert habe, eine App, deren Maskottchen, ein Zauberer, über mein Geld wacht. Er sieht ein bisschen aus wie Petrosilius Zwackelmann, der magische Gegenspieler von Räuber Hotzenplotz. Zwackelmann – ein guter Name für meinen persönlichen Finanzbeamten. Auf meiner Schulter sitzend, rechnet Zwackelmann im Hintergrund und raunt mir im Supermarkt zu: Gibt's das nicht auch als Eigenmarke?

Es ist ja nicht so, dass ich die Idee von Angebot und Nachfrage nicht verstehe. Olivenöl zum Beispiel, es kostet heute doppelt so viel wie 2020. Missernten in Griechenland, gestiegene Energiekosten, teurere Verpackungen, höhere Löhne, gestörte Lieferketten – alles plausibel. Jeder reicht Mehrkosten weiter – außer mir, dem Endverbraucher. Ich bekomme eine Nachricht von Zwackelmann: Du hast dein Budget für Lebensmittel überschritten.

Aber was ist mit dem Unternehmen, das gar keine echten Mehrkosten hat? Das will natürlich nicht der Einzige in der Wertschöpfungskette sein, der sich Geld entgehen lässt? Wenn alle ein bisschen draufschlagen – weil gerade die Gelegenheit günstig ist –, steigen die Preise. Die einen nennen das: Marktmechanismus. Die anderen: Profit-Preis-Spirale. Viele nennen es: Gier.

Es gibt noch eine andere Erklärung: die sogenannte Lohn-Preis-Spirale. Ihr zufolge seien nicht Unternehmen die Preistreiber – sondern Gewerkschaften. Erkämpfen sie höhere Löhne für Beschäftigte, führe das zu höheren Produktionskosten, die zu höheren Preisen und damit wiederum zu höheren Löhnen führen müssten.

Im März 2023 warnte die Europäische Zentralbank vor der besonders giftigen Kombination: einer sogenannten Tit-for-tat-Inflation. Einer Wie-du-mir-so-ich-dir-Inflation. Beide Spiralen schrauben sich ineinander und verstärken ihren gegenseitigen Sog.

All das kann ich nachlesen, um zu verstehen, warum ich mich ärmer fühle. Ich kann mir draufschaffen, ob Austerität eine richtige oder eine richtig grausame Antwort auf Inflation ist oder wie unterschiedliche Denkschulen den Einfluss der Geldmengenpolitik der Zentralbanken auf die Inflation einordnen. Mit ökonomischer Bildung kann ich die Weltwirtschaft erklären, aber nicht mein Lebensgefühl. Nicht meine Irritation darüber, wie schnell sich Preise plötzlich bewegen.

Wie die Autoren Sahner und Stähr bin ich ein Kind der Neunzigerjahre. Meine Lebenszeit bestand aus fast drei Jahrzehnten Preisstabilität. Die Inflation lag unbeeindruckt vom Platzen der Dotcom-Blase, der Weltfinanzkrise und der Eurokrise beständig bei ein bis zwei Prozent. Es waren die Merkel-Jahre, alles floss, nichts bewegte sich. Politik als Lavalampe.

Die Merkel-Jahre offenbarten sich in ihrem Ende als historische Flatrate mit verstecktem Aufpreis. Der Ukrainekrieg zeigte, dass billige Energie nicht gottgegeben ist, sondern von einem autoritären Gasgroßvater mit imperialen Träumen. Corona verbreitete sich so rasant, weil die Welt zuvor eng vernetzt und durchgetaktet wurde, man das Globalisierung nannte und vorbehaltlos gut fand: ein Virus auf Welttournee

entlang perfekter Lieferketten. Schließlich entzog Donald Trump mit nur ein paar Worten den Schutz, der acht Jahrzehnte lang Europa nichts kostete – und nun ein Sondervermögen von 500 Milliarden Euro.

Natürlich bin ich an manchen Teuerungen in meinem Leben selbst schuld. Mein Telekom-Vertrag, reine Notwehr, damit ich auch im Zug zuverlässig arbeiten kann. Bouldern statt Joggen – ein Sport, der nicht umsonst ist, aber zu dem ich wenigstens hingehe. Mit Freude und nicht, um einzig zu vermeiden, eines Tages an meinen Vielsitzerrückenschmerzen zu sterben. Meine neue Friseurin nimmt 69 Euro pro Schnitt. Dafür schneidet sie mir nicht nur die Haare, sondern auch optische Selbstzweifel zurecht.

Für die geplatzten Lebenslügen der Bundesrepublik, der Merkel-Republik, kann ich nichts. Ich durfte ja noch nicht mal wählen, als sie ins Amt kam. Gleichzeitig platzen die kleinen Lebenslügen meiner Generation, die mein Leben bequem, leicht und billig hielten. Ich flog mit Billigairlines um die Welt, während der Flugzeit war mir der Planet egal. Ich streamte Musik auf Spotify, fuhr nachts mit Uber heim und ließ mir morgens per Gorillas Lebensmittel bringen – alles zum Sonderpreis. Keine dieser Firmen wirtschaftete damals profitabel, genauso wenig die Menschen, die für sie arbeiteten: Musiker, Taxifahrer, Fahrradkuriere. Nur ich profitierte davon, wie sie sich gegenseitig unterboten, bis kaum noch einer übrig blieb.

Als Netflix neulich wieder die Preise erhöhte, saß ich da und betrauerte meine alte Videothek. Die längst geschlossen hat – weil ich nicht mehr hingegangen bin.

Kurz vor dem deutschen Wirtschaftswunder, als Deutschland ein Land voller Trümmer war, lag die Inflation schon einmal enorm hoch. Auf dem Münchner Viktualienmarkt brach im Herbst 1948 ein Eierkrieg aus, zuvor war deren Preis um bis zu 2000 Prozent gestiegen. Wütende Bürger plünderten Marktstände, in Stuttgart besetzten sie hochpreisige Läden.

Wirtschaftsminister Ludwig Erhard führte die D-Mark ein, er schaffte die Lebensmittelmarken ab. Die soziale Marktwirtschaftwar geboren und mit ihr ein Versprechen, das mächtig genug war, ein Land zu befrieden. Erhard traute dem Markt – aber nie denen, die ihn beherrschen wollten. Um die Nachkriegsinflation zu bekämpfen, subventionierte seine CDU den sozialen Wohnungsbau und deckelte die Mieten. Aus alten Armeebeständen wurden Schuhe und Kleidung billig produziert. Liegen in den Anfangsjahren der Bundesrepublik also Lösungen vergraben für die Probleme von heute?

Im historischen Stadtkern von Fürth, Erhards Geburtsstadt, sprinte ich an einem überlebensgroßen Ex-Kanzler im Foyer vorbei – Zigarre, markantes Kinn, menschgewordene Zuversicht – und finde an einem Treppenaufgang Daniel Koerfer. Er ist Ausstellungskurator im Ludwig-Erhard-Zentrum und sein wohl kundigster Kenner.

Trotz eines einstündigen Puffers für eine einstündige Fahrt habe ich es nicht pünktlich zu ihm geschafft. Im ICE kostet ein mittlerer Kaffee nun 4,20 Euro (27 Prozent mehr als 2020) und eine Currywurst mit Brötchen 7,90 Euro (plus 61 Prozent). Was hätte Ludwig Erhard zu diesen Preisen gesagt?

Die CDU versuchte sich im Nachkriegsdeutschland mit einem »christlichen Sozialismus« als bessere Arbeiterpartei gegenüber der SPD zu profilieren. Dieser Weg war ein Irrweg, fand Erhard, den er korrigieren wollte.

Vor einer Vitrine mit kargen Regalen, darin ein einsames Brot als Symbol für Mangel und Inflation, kann der Besucher einen Lichtschalter betätigen. Man werde damit, sagt Daniel Koerfer, symbolisch »den marktwirtschaftlichen Urknall von 1948« auslösen, die Doppelreform von Währung und Wirtschaft. Auf Knopfdruck strahlen die Regale in Fülle, voller Wurstketten und Perwoll-Waschmittel.

Nach dem Rundgang sagt mir Koerfer, man dürfe Ludwig Erhard nicht zum Marktradikalen mit sozialistischem Herzen verklären. Aber die Preissetzung für Lebensmittel, die Obergrenzen für Mieten, die Steuern und Abgaben auf große Einkommen und Vermögen? »Restvorgaben der Alliierten«, sagt Koerfer. Zugeständnisse an den sozialen Flügel der CDU.

Die Hoffnung, im Nachkriegsdeutschland politische Lösungen zu finden für Ungerechtigkeit und explodierte Preise, gebe ich auf. Zu wenig ist die Inflation von damals zu vergleichen mit der heutigen. Aber wo verstecken sich dann Lösungen?

Nach der Bundestagswahl gab jeder zweite Wähler gegenüber Infratest dimap an, Angst zu haben, bald seine Rechnungen nicht mehr bezahlen zu können – unter AfD-Wählern waren es drei Viertel, bei Linken fast zwei Drittel. Laut einer Studie des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr fürchten die Deutschen steigende Preise mehr als einen Krieg.

Dennoch taucht das Wort »Inflation« im Koalitionsvertrag der namenlosen Merz-Klingbeil-Regierung nur ein einziges Mal auf, in Zeile 521. Dort steht, dass Sozialleistungen künftig nicht mehr mit ihr steigen sollen. In Zeile 2792 verspricht die neue Regierung zwar Schutz »vor überhöhten Preisen, Intransparenz und betrügerischen Verkaufspraktiken« – gemeint ist der Zweitmarkt für Taylor-Swift-Tickets. »Teuerung« findet sich dafür mehrfach im Koalitionsvertrag, in Zeile 4252 etwa. Im Wort »Migrationssteuerung«.

Ich lese eine Studie des arbeitgebernahen Instituts der deutschen Wirtschaft (IW) über die politische Sprengkraft der Inflation: Je stärker Menschen die Inflation spüren, desto empfänglicher werden sie für Parteien außerhalb der Mitte. Auch ich fühle die Teuerung stärker, als die Statistik sie mir zeigt – und beginne, mich gedanklich zu radikalisieren. Nicht Richtung AfD. Ich glaube nicht, dass Geflüchtete oder Arbeitslose mich arm machen.

Aber manchmal merke ich, wie ich beginne, den Leuten das Glück zu neiden. Denen, für die Gewerkschaften das herausholen, was ich mir als Soloselbstständiger nicht mal zu wünschen traue. Die von ihren Arbeitgebern einen üppigen Inflationsausgleich bekommen haben. Bis zu 3000 Euro, steuerfrei. Und denen, die das alles entspannt beobachten, weil für sie die sogenannte Friedensdividende und all jene Lebenslügen der Republik schon längst zu Beton geworden sind – in ihren verwirklichten Boomer-Träumen vom Eigenheim. Und, ja, ganz besonders missgönne ich gierigen Unternehmen ihre Gewinne.

Judith Niehues, Leiterin der Forschungsgruppe Mikrodaten am IW, erzählt, wie sie selbst von ihren Daten überrascht war. In der Befragung gaben etwa rund 80 Prozent der BSW- und AfD-Wähler an, die Lebensmittelpreise seien im vergangenen Jahr »stark gestiegen«. Niehues erschien dieser Eindruck plausibel. Laut der offiziellen Statistik waren sie allerdings im Jahr 2024 durchschnittlich gerade einmal um 1,9 Prozent gestiegen. Niehues sagt: »Ich hätte wahrscheinlich selbst einen höheren Wert geschätzt.« Selbst Profis tappen offenbar in die Kluft zwischen Gefühl und Statistik.

Doch was folgt aus dieser Lücke? »Die Inflationswahrnehmung wirkt darauf, wie Menschen politisch denken«, sagt Matthias Diermeier, ein freundlicher Mann mit Brille und Man-Bun. Andersherum stimme es aber genauso: Das Denken präge die Wahrnehmung, sagt Diermeier. Er nennt das »politische Prädispositionen« – eine diffuse Mischung aus Überzeugung, Enttäuschung, Ratlosigkeit; Alltagserfahrungen, die mich politisieren, sie haben in mir die Form einer einzigen Zahl angenommen. 2,1 Prozent. Ein Blitzableiter für Frust und Wut und Ohnmacht. Eine Zahl, die für all das steht, mit dem ich hadere. Diermeier hält das für »ein gutes Abbild des durchschnittsdeutschen Denkens«, eines, »in dem Wutreserven sind« – und »leicht gelöst werden« könnten.

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal gesagt habe: »Komm, lass stecken. Ich lad dich ein.«Ich würde gern wieder so viel Trinkgeld geben wie früher, ich würde gern ehrenamtlich was Schönes machen oder auf der Arbeit auch mal ein Projekt, das mir wichtig ist oder ich lustig finde. Ich komme nicht mehr dazu. Es sind Veränderungen in meinem Charakter, die mir nicht gefallen.

Um mich herum sind meine Freunde mit erstem Kind. Sie hätten ja gern noch ein zweites – aber was, wenn es krank wird? Wenn die Kita-Gebühren steigen? Es sind die gleichen Freunde, die, nun zu dritt, keine Wohnung in der Stadt finden, die sie sich leisten können. Die in Jobs arbeiten, die sie hassen, aber gut bezahlt sind.

Und da bin ich, der entscheidet, kinderlos zu bleiben. Ich weiß, wie mich das menschlich bereichern würde – und finanziell ruinieren. Auch ohne fühlt sich mein Leben oft erfüllt an, ich habe Freunde, die ich liebe, und eine Partnerin. Ich habe die Welt gesehen und einen guten Geschmack. Aber es fühlt sich, rein materiell, nicht nach einem gelungenen Leben an. Jedenfalls nach keinem, in das ich unbedingt noch jemanden hineinzeugen möchte.

Wir geben alles, damit sich alle ein gutes Leben leisten können.

Das stand auf keinem Wahlplakat zur Bundestagswahl, es steht nicht im Koalitionsvertrag. Friedrich Merz hat es nicht in seiner Antrittsrede gesagt. Es steht auf der neuen Plakatwerbung von Aldi Süd.